



Leseprobe aus Uschmann und Witt, Lange Krallen,
ISBN 978-3-407-81276-6 © 2022 Gulliver in der
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81276-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81276-6)

1

Der Dorfadel

Als wir das Gelände des Tierheims erreichen, drehen sich alle zu uns herum. So etwas haben sie noch nicht gesehen. Bobby läuft neben mir, ohne Leine. Er schaut sich um, schnuppert an saftigen grünen Grashalmen und wirft einer Dackeldame einen Blick zu. Meine Mutter schießt Fotos mit ihrem Handy. Ein knallgelber Zitronenfalter lenkt Bobby kurz ab. Er freut sich tanzend über den Sommer. Bobby läuft ihm nach, in eine hohe, ungemähte Wiese hinein. Die Gräser wackeln dort, wo er sich bewegt. Ein Löwenzahn lässt alle seine Samen



aufsteigen und langsam wieder sinken, wie hundert winzige Fallschirmspringer.

»Bobby, komm!«

Ich rufe ihn, nicht zu laut und nicht zu leise. Freundlich, aber bestimmt. Wir sind Partner. Die Leute gucken gespannt. Ich weiß, was die jetzt denken. *Der kommt so schnell nicht wieder. So gut kann der gar nicht hören.* Ich mache ein Klickgeräusch. Mit der Zunge in der Wange. Zweimal Klick. Zwei Sekunden später schiebt sich Bobbys Kopf zwischen den Halmen hervor. Auf seiner Stirn klebt ein Fallschirm der Pusteblume. Ein Raunen geht durch die Leute. Die Ersten klatschen sogar Beifall. Mir, dem zwölfjährigen Menschenmädchen. Und Bobby, dem fünfjährigen Kater.

»Das ist ja der Wahnsinn!« Frau Griebe kommt auf uns zu, die Leiterin des Tierheims *Pfoten-Arche*. Hier haben Bobby und ich uns das erste Mal getroffen. Rund zwanzig Katzen kletterten

damals auf den Stegen umher, saßen in ihren Kratzbäumen oder knabberten am Napf, ohne sich umzudrehen. Doch Bobby stand da, mitten unter ihnen, ganz aufrecht, und sah mich an. Augen wie Bernstein. Eine Kerbe im rechten Ohr. Schwarzes Fell, das in der Sonne braun wirkt. Weißer Latz, weiße Vorderzehen und ein weißer Hinterlauf. Nur der rechte, als hätte er sich dort eine lange Tennissocke meines Vaters übergestreift und einfach nie mehr ausgezogen. Wir wussten sofort, dass wir zusammengehören, damals. Seither leben hier nicht weniger Tiere. Es ist eng geworden und die Kratzbäume sind zerfleddert. Von der Hauswand löst sich schon der Putz. Daher findet heute das Sommerfest statt, um Spenden zu sammeln. Auf einem langen Tisch gibt es Brötchen und Kuchen. Wespen schwirren über die bunten süßen Stücke. Ein Mann gießt Limonade in Becher und zapft Bier vom Fass. Musik schwingt in der Sonne. Auf einer Hüpfburg könnten kleine Kinder spielen, wenn welche da wären. Das

Fest ist schlecht besucht. Fünfzehn Erwachsene, höchstens, darunter die alte Frau Bockel mit ihrem grauen Zopf und ein paar Leute vom »Dorfadel«. So nennt das meine Mutter, auch wenn sie es nie in der örtlichen Zeitung schreiben dürfte, für die sie arbeitet. Der Dorfadel. Sie spricht es immer aus wie eine Schlossdame aus einem alten englischen Film. Nase hoch in der Luft. Kleiner Finger abgespreizt.

»Na, kennst du mich noch?« Frau Griebe bückt sich und hält Bobby den Zeigefinger hin. Er schnuppert, denkt einen Augenblick nach und stupst den Finger schließlich mit der Stirn an. Frau Griebe schaut hinauf zu meinen Eltern.

»Dass er überhaupt mit hierherkommt. Die meisten Tiere kriegen Panik, weil sie denken, ihre neuen Besitzer wollen sie wieder zurückbringen.«

Mein Vater weiß gar nicht, wohin mit seinen Händen vor Stolz. Hosentaschen, Gürtelschlaufen ... schließlich zeigt er auf

mich. »Das liegt alles an Leonie. Zwischen ihr und ihren Kater passt kein Blatt.«

»Ich bin ja auch keine Besitzerin«, sage ich und kraule Bobby hinter den Ohren. Er drückt das Köpfchen stärker an meine Hand und schließt halb die Augen. Die Nickhaut schiebt sich vor die Pupillen. »Wir sind Freunde. Wir gehören uns nicht.«

Bobby sieht mich an, dreht sich um und richtet seine Ohren aus. Das heißt bei uns so viel wie: »Komm mal mit.« Ich hebe den Blick. Er möchte zu den Außengehegen. Aus ihren Gemeinschaftsräumen im Haus können die Katzen nach draußen laufen, in kleine Gartenstücke. Eigentlich wie Tiger oder Löwen im Zoo. Ein paar der aktuellen Bewohner kommen an den



Zaun, als wir uns nähern, doch Bobby hält kurz an und knurrt. Wegen der anderen Katzen hinter dem Zaun kann es nicht sein. Auch nicht wegen Hunden. Eigentlich wegen überhaupt keinem Tier. Denn Bobby knurrt immer nur wegen Menschen.

»Was ist?«

Er presst die Lippen aneinander und legt die Schnurrhaare etwas an, die sonst immer weit zur Seite stehen. Das ist ja auch ihr Sinn, als Fühler, mit denen sich die Katze selbst im Dunkeln bewegen kann, ohne irgendwo anzustoßen. Sie zeigen aber auch die Stimmung. Und die ist bei Bobby gerade nicht gut. Jetzt sehe ich den Grund dafür. Es ist der Dorfadel. Zwei Ehepaare. Der Hühnerzüchter Kühnemund mit seiner Frau und die Klostermanns. Sie betreiben den einzigen Getränkemarkt bei uns im Dorf, mit turmhoch gestapelten Kisten. Natürlich stapeln die beiden nicht selber. Das machen die Leute, die für sie arbeiten. Alle paar Wochen sind es andere, denn niemand hält es dort lange aus. Herr Klostermann steckt gerne

Zigarettenstummel in leere Flaschen. Dann pfeift er einen jungen Mitarbeiter herbei und fragt ihn, ob er nicht aufpassen könnte, wofür er Pfand auszahlt. Der Mitarbeiter muss dann die Stummel aus der Flasche friemeln. Jeder weiß davon und Herr Klostermann macht es trotzdem immer wieder. So viele Jobs gibt es halt auch nicht bei uns im Dorf.

Der Kühnemund lässt seine Hühner die Eier immer noch in einer Halle legen, ohne Auslauf. Die Halle hat keine Fenster. Ihr ganzes Leben lang sehen die Tiere nicht den Himmel. Spüren nie die Sonne auf dem Gefieder. Haben nicht ein Mal frische Luft gerochen. Das spart dem Kühnemund viel Geld und macht ihn reicher als die Bauern, bei denen viel weniger Tiere auf viel mehr Gelände herumspazieren. Mit dem Geld, das der Kühnemund mehr verdient, sieht er ganz viel Himmel und spürt ganz viel Sonne. Zum Beispiel an seinem Pool. Oder in seinem Cabrio. Deshalb nennen den Kühnemund auch alle den »Hühnerbaron«. Vorne

an der Zufahrt zum Gelände steht eine Skulptur aus Holz. Ein großes Ei in einem Eierbecher. Jeder, der von der Landstraße im Süden auf unser Dorf zufährt, kennt dieses Ei. Angeblich hat es ein Bildhauer aus Wien gestaltet, ein teurer Künstler. Es soll den Kühnemund viele Tausend Euro gekostet haben. Seine billig hergestellten Eier verkauft er ins ganze Land, aber auch bei uns im Supermarkt. Auf den Schachteln sehen die Hühner glücklich aus. »Eher bohre ich mir ein Loch ins Knie, als dass ich jemals ein Ei vom Hühnerbaron esse«, sagt mein Vater. Er mag den Dorfadel auch nicht. Nur mit dem Juwelier Bockschmidt spielt er hin und wieder Tennis. Der hat zurzeit keine Frau, denn seine ist ihm weggelaufen und hat die Tochter mitgenommen. Er soll daran schuld sein, weil er seine Frau betrogen hat. Deswegen geht er zu keinen Sommerfesten und auch sonst nirgendwo hin. Der Dorfadel hier beim Sommerfest jedenfalls trägt viel zu schicke Sachen und hält sich Teller vor die Brust. Frau Kühnemund

beißt in ein Brötchen und verzieht das Gesicht.
»Dieser billige Käse. Widerlich. Lachsbrötchen
wären wohl das Mindeste gewesen! Und
dieser Kuchen. Habt ihr die Stücke gesehen?
Die stammen doch aus dem Supermarkt.«

Frau Klostermann stellt sich an den Zaun und
beobachtet die Katzen dahinter. Ihre Lippen
ziehen sich spitz zusammen. »Was für unansehn-
liche Exemplare. Da ist nichts Schönes dabei.
Oder, Udo?« Ihr Mann nickt, obwohl er nicht
zugehört hat. Sein rechter Daumen wischt
über sein Handy. In der linken Hand hält er
ein Bierglas und gleichzeitig eine Zigarette.
Frau Klostermann erspäht Bobby und reißt die
Augen auf. Sie hebt die freie Hand ohne Teller
und winkt der Tierheimleiterin. »Frau Griebe!
Frau Griebe! Hier ist einer entkommen!« Bobby
knurrt lauter, legt die Ohren an und presst sich
an den Boden. »Mein Gott, der knurrt sogar!«

Ich stehe auf, stelle mich vor Bobby und
sage: »Er hat eine Dorfadel-Allergie!«



Frau Klostermann weiß darauf nichts zu erwidern. Ihr Mann hat angefangen zu telefonieren. Frau Kühnemund tippt ihr an die Schulter und sagt: »Guck mal, eure Lieblingskundin.« Sie spricht das Wort »Lieblingskundin« so aus, wie man »Lieblingslehrerin« aussprechen würde, wenn man eigentlich die Lehrerin meint, die man am wenigsten mag. Wahrscheinlich, weil die alte Frau Bockel in dem Getränkemarkt Klostermann niemals etwas kauft, sondern

immer nur was vorbeibringt. Sie sammelt überall Pfandflaschen und leere Dosen. Mit Körben an ihrem klapprigen Fahrrad, mit Handschuhen und einem langen Haken, mit dem sie die Beute aus größeren Mülltonnen ziehen kann.

Der Dorfadel geht weiter zu den Hundegehegen. Ich bleibe mit Bobby im Gras liegen und beobachte meine Mutter, wie sie Fotos macht und die Leute vom Tierheim interviewt. Sie könnte ihr Handy benutzen, für alles, für die Fotos und für das Aufnehmen. Aber jetzt ist sie ganz in ihrem Beruf, also schießt sie die Bilder mit einer echten Kamera und hält den Menschen ein silbernes Diktiergerät unter die Nase.

Bobby rollt sich auf den Rücken und auf die Seite, streckt alle viere aus und reibt sein Schnäuzchen im Gras. In der Wiese wachsen Gänseblümchen, Sauerampfer und kriechender Hahnenfuß, mit Blüten so gelb wie der Zitronenfalter vorhin. Auf einer Blüte krabbelt ein

Käfer. Bobby stülpt sich darüber und lutscht ihn von der Blüte wie unsereins ein kleines Bonbon.

»Du bist ein Ferkel!«

Er hört auf zu kauen und sieht mich mit großen Augen an.

»Ist doch wahr. Was soll denn das? Da ist doch nichts dran an so einem kleinen Käfer. Das hat nichts mit Hunger zu tun, so ein Käfermord.«

Keine Regung. Das Köpfchen ganz gerade. Nur die Augen drehen sich kurz verschämt nach links. Ich muss daran denken, was Menschen alles so im *Dschungelcamp* essen. Und an die armen Hühner beim Kühnemund, dicht an dicht gedrängt in der heißen Halle ohne Fenster.

»Nun schluck schon runter. Jetzt ist's eh zu spät.«

Bobby lässt den Käfer in den Magen rutschen und streift das Ohr mit der Kerbe an meiner Hand ab.

Der Dorfadel lässt sich noch von meiner Mutter ablichten, dann fahren sie in ihren dicken Autos davon. Sie verbrennen ein paar

Liter Sprit für den kurzen Weg, aber sie haben nichts in die Spendendose geworfen.

Gar nichts.

Nicht einen Schein.

Nicht eine Münze.

Dafür muss Frau Griebe gerade die alte Frau Bockel davon abhalten, ihr sauer mit Flaschenpfand aufgebessertes Geld für das Tierheim zu opfern.

»Nein, das kommt gar nicht infrage.« Die Heimleiterin deckt den Geldschlitz der Dose mit den Händen ab. Die alte Frau Bockel versucht dennoch, einen Fünf-Euro-Schein zwischen den Fingern hindurchzustopfen. Fünf Euro. Das wären zwanzig gesammelte, große Wasserflaschen.

»Ich bestehe darauf. Für die Tiere.«

»Frau Bockel.«

»Kind, nehmen Sie bitte die Hände weg.«

Die Heimleiterin gehorcht. Frau Bockel lässt den Schein, für den sie lange sammeln musste,



in der Dose verschwinden. Da ich so genau hinsehe, bemerke ich fast nicht den Ball, den mein Vater mir in diesem Moment mit den Worten »Leonie, Pass!« zuschießt. Er denkt wohl, ich würde mich sonst langweilen. Doch kein Ball bleibt bei mir ungespielt und so drehe ich mich schnell um, mache einen Schritt zurück, lasse ihn landen und stoppe ihn mit dem rechten Fuß, als er gerade wieder hochschnellen will.